

# Unterhaltungsblätter

Wöchentliche Beilage zur  
**Thüringisch-Preussischen Zeitung.**

Nr. 28. 1896.

## Der Enterbte.

Roman von Paul Blumenreich.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Wie furchtbar spielte das Schicksal mit Heinz! Es zeigte ihm, greifbar nahe, alles Glück der Welt und raubte es ihm mit einem Schlage. Und er war doch ganz unschuldig!

Da plötzlich schlug er sich vor die Stirn. Der sonderbare Gedanke von neulich, vom Künstlerseste, kam ihm wieder ... wie, wenn

wirklich etwas nicht ganz richtig wäre hinsichtlich seiner Geburt?

Wenn Harry davon irgend eine Ahnung hätte und ihn deshalb mit seinem Haß verfolgte?

Er versank in tiefes Sinnen. Vor seinem erregten Geiste reichte sich plötzlich ein Verdacht an den andern. Seine Mutter war nie so zärtlich zu ihm gewesen, wie er's schon damals und mehr noch jetzt von anderen Müttern sah. Er war in der Fremde geboren, in Abwesenheit

des Vaters, er trug keinen Zug von seinem Vater, ebenso wenig von der Mutter: die Beiden waren blond gewesen, der Vater zur Korpulenz neigend, die Mutter groß und stark, er dagegen brünett, zart, fast schwächlich. Und weiter fragte er sich: Waren die Galettas ihm blutsverwandt? Ja, gewiß, Charlotte und Harry mußten irgend eine Ahnung haben! Daher die Bemerkung Charlottens: „Und wenn Du nicht Heinrich Bergmann's Sohn wärest?“ Vielleicht waren seine Eltern, die spät geheirathet hatten, kinder-



Bulawayo, Hauptstadt des Matabelelandes. (S. 219)



los geblieben, und er ein fremdes, adoptirtes Kind.

Zwar ihn selbst konnte auch dieser Gedanke nicht verwirren, aber Klarheit wollte, mußte er haben.

Er hatte ohnehin in der Residenz zu thun und eilte dorthin. Sein erster Weg führte ihn zu Doktor Gundermann, der seit der Verheirathung Heinrich Bergmann's dessen Hausarzt gewesen war.

Der alte Gundermann war nicht wenig erstaunt, Heinz so eilig und anscheinend in einer dringlichen Angelegenheit kommen zu sehen.

„Sie sind doch nicht krank, mein Lieber? Oder doch wohl nur liebeskrank?“

Heinz wehrte ab; er käme nicht in einer medizinischen Angelegenheit. Und er trug seine Sache vor.

„Welche Einbildung,“ lachte der Arzt. „Ich bin zwar nicht Zeuge Ihrer Geburt gewesen, aber wenn Ihr Vater ein Kind adoptirt hätte, so hätte mir das gar nicht entgehen können. Solche Freude hat man nur an eigenen Kindern! Das ist ja Unsinn, mein Verehrtester! Ich sehe noch die strahlende Miene Ihres Vaters... Sie seien Ihren Eltern unähnlich, meinen Sie? Das ist freilich wahr. Aber das kommt oft genug vor: Sie sind eben Ihren Großeltern oder sonst einem Ihrer Vorfahren ähnlich. Also nur keine unnützen Sorgen! Natürlich, Ihre lieben Verwandten, die freuen sich nicht sehr über Ihre Existenz. Aber Sie, mein lieber Freund, Sie sollten sich dieser Existenz freuen. Am wenigsten sollten Sie Ihren vortrefflichen Eltern solche Lüge zutrauen.“

So und ähnlich äußerte sich der alte Arzt und Hausfreund seines Vaters. Wirklich, Heinz konnte ruhig sein. Dennoch suchte er auch noch den vertrauten langjährigen Anwalt seines Vaters auf. Aber auch dessen Antwort gab keinerlei Anhalt.

„Eine Adoption,“ meinte der Rechtsanwalt, „wäre nur unter meiner Mitwirkung in's Werk gesetzt worden. Ihr Vater that nichts ohne mich. Mir aber ist nichts davon bekannt. Im Gegentheil: in allen Papieren, Akten, Dokumenten werden Sie als der leibliche, echte Sohn bezeichnet — damit basta!“

Nun erst fühlte sich Heinz vollends sicher. Er hatte eben Gespenster gesehen. Oder lag etwas vor, was sich dem Auge der Welt entzog? Aber dann hätte man ja in der That eine unehrenhafte Handlung, einen Betrug annehmen müssen, er hatte jedoch sicherlich kein Recht, seine Eltern noch im Grabe zu beschimpfen. Also fort mit diesen dunklen Wahngebilden! Er hatte an die Ordnung seiner Angelegenheit zu denken.

Abschied von Hilda zu nehmen, versagte er sich, weil er sie nicht noch mehr beunruhigen wollte. Er brachte nur, als er sie jetzt verließ, das Gespräch leichtthin auf Harry und warf hin: „Ich bin überzeugt, daß an Deiner Seite Harry ein anständiger Mensch würde.“

Hilda fuhr fast beleidigt auf, und er lenkte dann ab.

Nachträglich, nach seinem Tode, würde sie daran denken, würde eine Aufgabe, ein Vermächtniß in diesem Worte sehen. Denn er zweifelte nicht, daß ihre Jugendneigung zu Harry wieder erwachen würde.

Und von nun ab mußte er sich zu Harry's Verfügung halten.

Als ihm Charlotte entgegentrat, konnte er sich einer tiefen Rührung nicht erwehren. Wenn er sich auch manchmal gesagt hatte, daß sie seine Existenz verwünschen mochte, so hatte er solche Auffassung bei ihr entschuldbar gefunden. War sie doch die Mutter Jenes, dem Heinz im Wege stand, seit er in's Leben getreten war. Und eine Mutter durfte Den hassen, der ihrem Sohne den Weg hemmte.

Davon aber, wie teuflisch Harry zu Werke gegangen war, davon hatte sie gewiß keine Ahnung! Und gerade weil ihm der Sohn nun ein Todfeind geworden, empfand er das Bedürfniß, sich mit der Mutter auszusöhnen.

Er schloß die einigermaßen verwunderte Baronin herzlich in die Arme.

„Liebe Tante,“ sagte er, „ich darf Dir nicht verschweigen, daß ich neuerdings sehr hart mit Harry aneinander gerathen bin. Du brauchst mir nicht zu glauben, wenn ich hinzufüge, daß ich mich ohne Schuld weiß. So viel aber steht leider nur allzu fest: eine Versöhnung ist für alle Zeit ausgeschlossen.“

Erschreckt sah Charlotte bestätigt, was sie längst befürchtet: Harry hatte sich zu irgend einer Brutalität hinreißen lassen. Sie versuchte auch gar nicht, ihn zu entschuldigen; ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß es diesmal bitterer, blutiger Ernst sei.

Heinz aber fuhr fort: „Sei überzeugt, daß Niemand die Lage schmerzlicher empfindet, als ich; aber glaube mir auch zugleich: ich habe immer nur euer Bestes gewollt. Noch morgen werde ich mit meinem Anwalt sprechen, werde Dir eine Versorgung zuwenden, die später auch Deinem Sohne zu Statten kommt. Aber das Kapital wird unantastbar bleiben, so, daß er das Geld nicht durchbringen kann!“

Charlotte schluchzte an seinem Halse, sie war im Innersten ergriffen. Im Stillen schwor sie feierlich jeden feindseligen Gedanken ab; von diesem Augenblicke an sollte es ihr heiliger Ernst damit sein, eine Verständigung zwischen den beiden Gegnern herbeizuführen.

„Du weißt nicht, was eine Mutter kann,“ sprach sie unter Thränen. „Ich werde Worte finden, ihn zu Dir zurückzuführen.“

Heinz mußte wehmüthig lächeln. Die Arme ahnte nicht, wie weit er schon gegangen war...

Am nächsten Morgen erschienen Harry's Zeugen. Heinz empfing die Erwarteten in aller Heiligkeit, Tante Charlotte sollte nichts erfahren.

Wie zu erwarten, stellte Harry die allerstrengsten Bedingungen: Pistolen auf sechs Schritt Distanz, bis Einer auf dem Plage blieb.

Heinz sah sein Ende unausbleiblich vor sich. Aber er glaubte doch wie ein Mann Alles besorgt zu haben. Ihm blieb nichts mehr übrig, als sein Herz zu bezwingen, dieses arme Herz, das es nicht fassen konnte: „Du sollst freiwillig allem Glück entsagen!“

Früh Morgens um sechs Uhr sollte das Stelldichein an einem entlegenen Punkte des Stadtförstes stattfinden. Heinz hatte zu Niemand ein Wort verloren, er sah dem Kommenden anscheinend ganz ruhig entgegen. Aber er verbrachte doch eine völlig schlaflose Nacht. An Alle, die er liebte, hatte er Abschiedsbriefe geschrieben — es war gleichsam ein langer, schmerzlicher Abschied von seinem jungen Leben.

Als er sich um halb sechs Uhr ganz leise entfernen wollte, trat ihm plötzlich — seltsam genug! — Tante Charlotte entgegen.

„Ich hörte Dich, mein lieber Heinz, Du hast die Nacht nicht geschlafen! Hab' doch Vertrauen zu mir, sage mir, was Dir fehlt, was Du vor hast!“

Heinz war tief ergriffen. Er hatte nie recht an ihre Liebe geglaubt, und sie allein war es, die antheilvoll mit ihm gewacht hatte. Es war ihr also wirklich Ernst mit der Aussöhnung.

„Beunruhige Dich nicht, liebe Tante, ich bin nur so früh auf, weil ich die Zeit zu verschlafen fürchtete. Denke Dir, man hat mich endlich doch zu einem Jagdausflug herumgekörtelt. Aber es war meine Absicht, Dich nicht zu stören.“

Er durfte sie nicht ahnen lassen, wohin er ging. Ob sie ihm glaubte oder nicht, von ihm sollte sie nichts erfahren.

„Du gehst zu leicht gekleidet, Heinz,“ sagte die Baronin in mütterlichem Tone, „warte einen Augenblick!“ Und sie brachte ein seidenes Halstuch mit zierlich eingesticktem Monogramm. „Sieh, das habe ich für Dich gestickt,“ sprach sie fast schüchtern, wie ein Mädchen, und legte ihm das Tuch um, „nicht wahr, Du wirst es tragen?“

Er versprach es. Aber zugleich ging auch ein kalter Schauer durch seinen Leib. Sie, die Mutter Jenes, der in einer halben Stunde die mörderische Kugel auf ihn richten würde, sie schützte ihn vor Erkältung!

Mit dem Glockenschlage traf er mit seinen Zeugen bei jener genau bezeichneten Dichtung ein. Harry kam etwa zwei Minuten später. Aus seinen düsteren Zügen sprach eine eifige Entschlossenheit. Gar kein Zweifel — sein Gegner würde ihn tödten, würde sich dann dem Gerichte stellen. Er war Edelmann, Heinz hatte ihn geschlagen — alle mildernden Umstände sprachen für ihn. Die geringste Strafe würde ihn treffen, und wenn er diese abgehüßt, dann würde ihm in doppeltem Sinne die Freiheit lachen: ein reiches Erbe — eine schöne Braut — Alles — Alles lag dann Jenem zu Füßen.

Es war ein rauher, nebliger Morgen. Zwar in den Bäumen freiste schon der Saft und dicke braune Knoten quollen aus den Zweigen; der Boden aber war noch winterlich hart. Tiefe Stille ringsum. Eine Krähe, die eben über jene Baumgruppe freiste, flatterte erschreckt davon, als sie unten Menschenstimmen vernahm.

Die Distanz war abgemessen — der übliche Versöhnungsversuch war von beiden Seiten energisch abgelehnt worden — und nun prüften die Sekundanten sorgfältig die Waffen.

„Fertig, meine Herren?“

Ja, sie waren fertig! Harry starr und unbeugsam, Heinz jetzt völlig gefaßt. Er berauschte sich in dem Gedanken, ungerecht, aber wie ein Mann zu sterben.

Harry hatte als der Beleidigte den ersten Schuß — es würde bei dem einen bleiben!

Jetzt hob der Baron seine Waffe, zielte — natürlich auf die Brust des Gegners. Er sollte wenigstens nicht lange leiden. Aber plötzlich, als sein Finger schon den Hahn berührte, sah er am Halse seines Gegners das Tuch, das seine Mutter für ihren Neffen gestickt hatte. War es eine leise Regung des Jornes gegen seine Mutter — war es etwas Anderes — die sonst so sichere Hand erbebt! Jetzt krachte der Schuß, und Heinz stürzte getroffen zu Boden.

Im Augenblick war auch schon der Arzt an seiner Seite: die Kugel saß zwar in der Brust, aber sie war seitwärts zwischen die Rippen gegliedert, hatte weder Herz noch Lunge verletzt — nicht ein Tropfen Blutes besiedelte das weiß-seidene Halstuch Charlottens.

Jedenfalls war Heinz kampfunfähig, er blieb zunächst auch noch bei voller Besinnung und konnte mit fester Stimme seinem Gegner zurufen: „Du hast gefehlt — Du wolltest mich tödten! Aber eine höhere Macht hat mich beschützt. Ich lebe und — ich werde weiter leben!“

Niemand bemerkte, wie Harry in diesem Augenblick den Revolver gegen seine eigene Brust erhob. Aber — er ließ ihn wieder sinken.

## 15.

Nach kaum vierzehn Tagen war Heinz fast ganz wieder hergestellt; seine gesunde Natur hatte die Wunde schnell heilen lassen. Dazu kam, daß Charlotte ihm die aufopferndste Sorgfalt angedeihen ließ. Er hatte nur von einem Jagdunfall gesprochen, die Tante aber ahnte die Wahrheit, doch wurde kein Wort darüber verloren.

Harry war seit jenem Morgen verreist. Niemand wußte wohin — die Behörde war glücklicherweise nicht aufmerksam geworden —



und erst, als er von seiner Mutter erfuhr, daß keine Gefahr mehr vorhanden sei, kehrte er zurück.

Während der Zeit seines Exils war er den peinigendsten Gedanken preisgegeben gewesen. Der große Coup war mißlungen. Heinz lebte, er hatte seine Absichten durchschaut und würde jetzt auf der Hut sein.

Und dennoch, hier auf dem Lande, auf dem Rittergute eines früheren Kameraden, wo Harry so viel Zeit zum Nachdenken hatte, hier ward ihm immer klarer, daß Heinz nicht das leibliche Kind seiner angeblichen Eltern sein könne. Tausend kleine Züge ließen das haarscharf erkennen. Wenn man sie alle zusammenbrachte, gelangte man zu einer Art moralischer Gewißheit. Und doch blieb das Endergebnis nur eine Vermuthung, kein Rechtsanwalt würde es übernehmen, auf diese hin die Erbberechtigung von Heinz anzufechten; es fehlte eben jeglicher Beweis.

Nun war er zurückgekehrt und suchte alsbald seine Mutter auf; Heinz pflegte die Zimmer seiner Tante nie zu betreten; Harry brauchte also nicht zu befürchten, ihm dort zu begegnen. Er kam kaum noch auf die Duellaffaire zurück; er machte auch seiner Mutter keinen Vorwurf mehr wegen des Halsstüches, bei dessen Anblick doch seine Hand gezittert hatte, an dem ganzen Verlauf war nichts mehr zu ändern. Man mußte auf etwas Anderes finnen.

Kurz und einseitig gab er Charlotten Bescheid auf ihre antheilvollen Fragen nach seinem Ergehen. Ihn beschäftigte jetzt ein neuer Gedanke: er wollte Heinz Alles auf den Kopf zusagen, wollte ihn überrumpeln. Das konnte bei einem Romantiker vom Schlage des Doktors nicht eben schwer sein. Möglicherweise wußte er aber selbst nichts — gleichviel, die Ueberrumpelung konnte Alles mit einem Schlage klarstellen.

Charlotte hatte sich nur flüsternd mit ihrem Sohne unterhalten; ihr war es, wie immer, darum zu thun, jede Möglichkeit eines Zusammenstoßes zu vermeiden. Jetzt war sie hinausgegangen, um ihm, wie gewöhnlich, einige Leckerbissen zu bringen.

Harry war allein geblieben; nur zwei kleine, mit dicken Teppichen belegte Salons trennten ihn von Heinz' Arbeitszimmer.

Vorsichtig und unhörbar schlich Harry näher, geräuschlos hob er die schwere Blüschportiere — da saß Heinz lesend in einem Sessel.

Es wäre das Werk eines Augenblicks gewesen, auf ihn loszustürzen, ihm entgegen zu donnern: „Du bist ein Betrüger! Du weißt sehr wohl, daß Heinrich Bergmann nicht Dein Vater war — Du bist ein frecher Komödiant!“ Aber noch im letzten Augenblick stiegen in Harry Bedenken auf. Wie, wenn Heinz in der That nichts wußte? Würde er ihn dann nicht wie einen Betrunknen hinauswerfen lassen? Und wiederum, wenn er eingeweiht war in das Geheimniß seiner Geburt, würde er nicht mit dreifacher Stirn leugnen und auf solchen Angriff stets gefaßt und vorbereitet sein? Und dann war Alles verloren.

Ihm kam ein neuer Einfall. Er wollte lieber die Galetta überrumpeln. Frauen verrathen sich leichter. Entweder war sie die Mutter oder doch eine nahe Verwandte. Jedenfalls wußte sie etwas.

Harry zog sich leise zurück. Heinz machte eine Bewegung, als hätte ihn irgend ein Geräusch gestört; er blickte auf, aber er sah Niemand.

Während jetzt Harry sich an Kaviar und kalter Nebhuhnpastete gütlich that, wurde draußen geschellt. Charlotte war auch diesmal wachsam: es war Frau Galetta gewesen, die Peter sofort zu Heinz geführt hatte. Seit dessen Unfall war sie schon zweimal gekommen, und Heinz

schien sich sehr darüber zu freuen — so berichtete mit gedämpfter Stimme Charlotte.

Harry ließ vor Schrecken die silberne Gabel fallen.

„Die Galetta? Was hat die hier zu suchen? Und warum sagst Du mir das erst jetzt?“ fuhr er seine Mutter an.

„Du warst ja neulich so wüthend, als ich zu Dir von der Galetta sprach, wolltest nichts weiter hören!“

Er war wieder ganz nachdenklich geworden. „Aber das ist doch höchst auffallend . . .“

Charlotte konnte nichts erwünschter sein, als sprechen zu dürfen. Die Galetta war ganz aufgeregt gewesen, fast außer sich; sie war gekommen, hatte dringend gefragt, was dem Heinz geschehen sei. Als man ihr sagte, es sei ungefährlich, war sie sichtlich beruhigt gegangen und seither dreimal wieder dagewesen.

Harry schien alle diese Einzelheiten nicht mehr zu hören. Er war erregt aufgesprungen und stand jetzt in drohender Haltung da.

„Nun, das muß doch ein Blinder sehen,“ rief er leidenschaftlich aus. „Jetzt, jetzt auf der Stelle führe ich den Hauptstreich!“

„Mein Gott, Harry, was hast Du wieder vor?“ Mit dieser ängstlichen Frage stellte sich ihm seine Mutter in den Weg und suchte ihn zurückzuhalten. Er aber riß sich los und stürmte durch die beiden Salons.

Drinne hörte er die Frau mit weichem, zärtlichem Tone zu Heinz sprechen. Zwar sie nannte ihn „Herr Doktor“, aber das konnte auch Vorsicht sein. Ohne Gruß, ohne vorher zu klopfen, trat er ein. Heinz erhob sich.

„Du wünschst?“ fragte er, ihn verwundert messend, „ich hoffe doch, es ist kein Unglück geschehen . . . ich wüßte mir nämlich sonst nicht zu erklären . . .“

Mit funkelnden Augen, das blasse Gesicht von Leidenschaft verzerrt, unterbrach ihn Harry: „Ich werde Dir das sogleich erklären!“

Und jede Rücksicht, jeden Anstand vergessend, schrie er, mit den geballten Fäusten fuchtelnd: „Ihr seid Betrüger, seid im Komplott miteinander! Dieser hier ist nicht der Erbe von Rothhausen, ist nicht der legitime Sohn von Heinrich Bergmann! Und Sie, Frau Galetta, Sie wissen genau Bescheid! Nun aber kommt's zum Klappen: ihr werdet mir Rede stehen!“

In ruhiger, vornehmer Haltung stand Heinz ihm gegenüber.

„Wann endlich wirst Du denn dieser rohen und sinnlosen Szenen müde werden?“ fragte er mit der ganzen Ueberlegenheit eines Mannes, der nichts zu fürchten hat. „Kannst Du schon nicht anders, so bitte ich, thu's wenigstens nicht in meinem Hause. Sonst werde ich einmal von meinem guten Recht Gebrauch machen — so leid mir das auch thäte.“

(Fortsetzung folgt.)

## Bulawayo, Hauptstadt des Matabelelandes.

(Mit Bild auf Seite 217.)

Im Norden von Transvaal und Betschuanaland liegt das Land der zu den Zulus gehörigen Matabele, das wegen seines Goldreichtums berühmt ist und daher im Jahre 1893 die Ländergier der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft (Chartered Company) erweckte. Ihren Plänen kam zu Statten, daß der König der Matabele, Lobengula, sich zu einem Angriff auf englische Regierungstruppen hinreißend ließ, worauf ein Kriegszug gegen ihn begonnen wurde, der mit der Einverleibung des Matabelelandes endete. Neuerdings, Ende März 1896, ist dort ganz unvermuthet ein Aufstand der Eingeborenen ausgebrochen, der zuerst eine für die Engländer sehr ungünstige Wendung zu nehmen schien. Namentlich wurde die Hauptstadt Bulawayo, von der wir auf S. 217 eine Ansicht bringen, eingeschlossen und ernstlich bedroht. Sie war ursprünglich bloß ein Kaffernkraal und

wurde 1893 größtentheils niedergebrannt, ist seitdem jedoch bedeutend erweitert worden. Die der Hauptstadt drohende Gefahr kann jedoch als beseitigt gelten, seit die englische Streitmacht, welche unter Oberst Blumer von Bulawayo ausgerückt war, am 25. Mai den Matabele eine bedeutende Niederlage beigebracht hat.

## Englische Cricketspielerinnen.

(Mit Bild auf Seite 220.)

Das Cricket gilt als das englische Nationalballspiel und wird von zwei Parteien zu je elf Mann gespielt, die gegeneinander mit Schlägel und Ball kämpfen. Bisher hielt man das Cricketspiel nur für Männer passend, aber neuerdings hat sich in England eine Gesellschaft von gewerbmäßigen weiblichen Cricketspielern gebildet, die sich zuerst von „berühmten Feldern“ dieses Sports haben „trainiren“ lassen und seitdem Vorstellungen (siehe unser Bild auf S. 220) geben. Ihr Anzug besteht aus einem weißen, weiten Klamellhemd mit Seemannsfragen, kurzem Rock, Stiefeln und Cricketgamaschen, bis zum Ellenbogen reichenden Sandalschuhen und einer weißen Mütze. Ob diese Cricketspielerinnen Schule machen werden, steht dahin, jedenfalls aber locken ihre Vorstellungen stets sehr zahlreiche Zuschauer herbei.

## Eine Schreckensnacht.

Erzählung von A. Fuhrmann.

(Nachdruck verboten.)

Drei Monate, nachdem mein Mann mir seine glückliche Ankunft in New-Orleans gemeldet hatte, erhielt ich zu meiner Bestürzung ein Telegramm, aus dem ich ersah, daß er ziemlich schwer am Sumpfsieber erkrankt sei. Der Herr, welcher mir dies anzeigte, bat mich, meine Abreise nach Möglichkeit zu beschleunigen, da William den lebhaften Wunsch ausgesprochen habe, mich und unseren damals sechs Jahre alten Sohn bei sich zu sehen.

Die Rheberei, in deren Dienst mein Mann schon jahrelang stand, war uneigennützig genug, mir freie Uebersahrt auf einem ihrer Dampfer anzubieten. Schon nach Verlauf einer Woche befand ich mich mit meinen Sachen in Liverpool, wo mich Mr. Walker, der Kapitän des „Triton“, in Empfang nahm.

Der „Triton“ war ein stattlicher, eiserner Schraubendampfer, der wegen seiner Fahrgeschwindigkeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hatte. Die Kabine, die mir und Paul angewiesen werden konnte, war allerdings nur klein, und da die Ladung hauptsächlich aus Kohlen bestand, so ließ die Sauberkeit an Bord zu wünschen übrig. Dennoch war ich von Herzen froh, daß ich gerade mit dem „Triton“ fahren sollte, da Kapitän Walker in früheren Jahren ab und zu als gern gesehener Gast im Hause meiner Eltern gewirthet hatte. Er kam mir mit großer Zuverlässigkeit entgegen und war immer bemüht, mir die Beschwerden der Seereise nach Möglichkeit zu erleichtern.

Unsere Reise begann mit stürmischem Wetter. Die See ging nach meinen Begriffen sehr hoch. Paul, der etwas schwächlich war, wurde von der Seekrankheit heftig befallen. Ich selbst fühlte mich in den ersten Tagen recht unwohl und befürchtete dabei, daß der Sturm das Schiff zertrümmern würde.

Kapitän Walker, der regelmäßig mit mir zusammen aß, lachte mich tüchtig aus.

„Liebe Frau Walker,“ sagte er, „der „Triton“ ist ein erprobter Streiter, der schon ganz andere Kämpfe mit Wind und Wogen siegreich bestanden hat. Ich bitte Sie, ganz unbesorgt zu sein. Das Unwetter ist durchaus nicht schlimm.“

Der Zuversicht und gleichmäßigen Heiterkeit des Kapitäns gelang es mehrere Tage, mich vollständig zu beruhigen. Als er jedoch eines Tages ernst und in Nachdenken versunken sich zu Tisch setzte, wurde ich wieder besorgt und vermochte meine Furcht nicht zu unterdrücken.

Der Kapitän lächelte jedoch auch diesmal

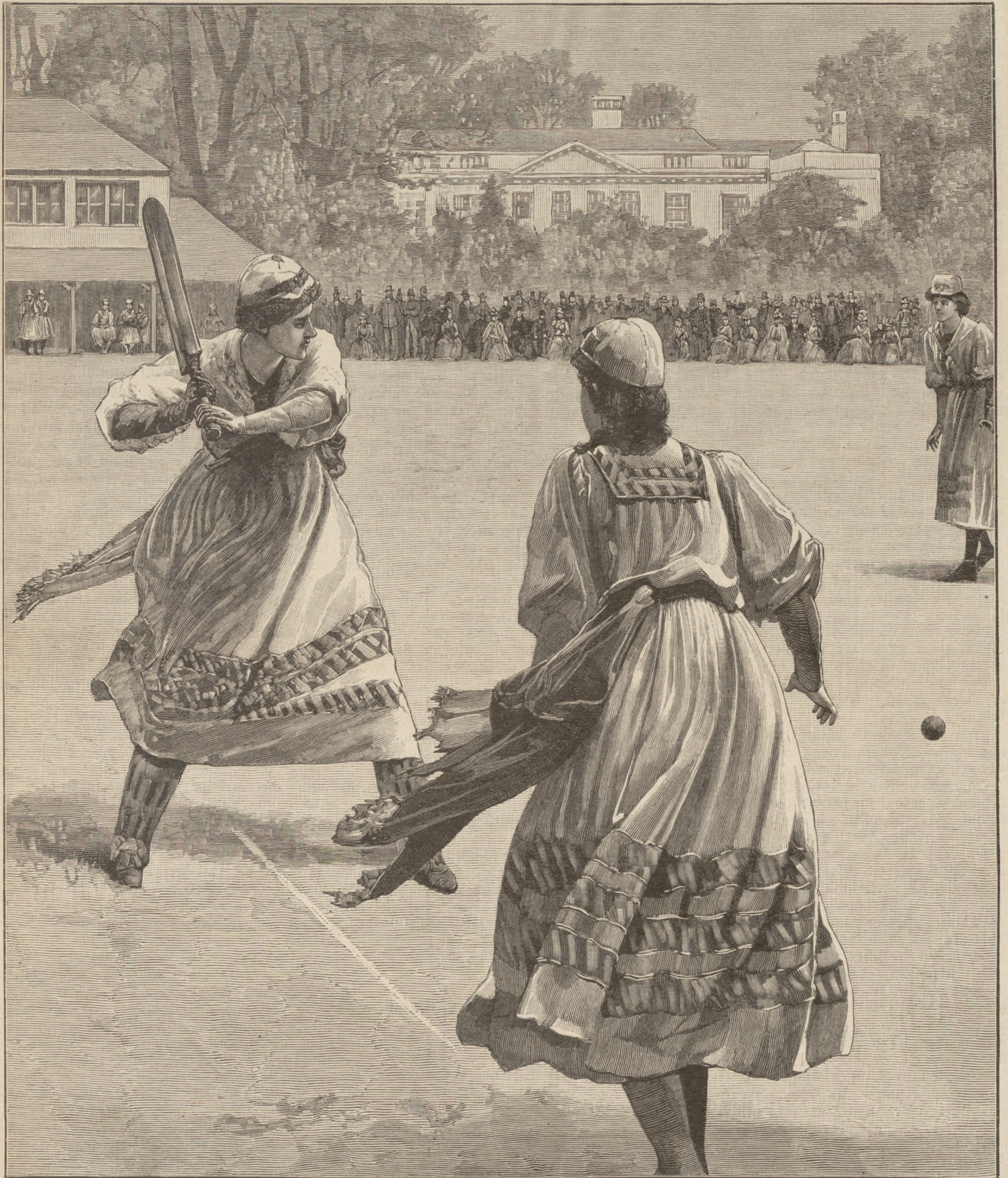


und schüttelte auf meine ängstlichen Fragen den Kopf.

„Sie deuten mein Schweigen ganz falsch,“

sagte er. „Ich habe wegen des Wetters während der ganzen Reise noch keine unruhige Stunde gehabt. Aber ich sehe es Ihnen an, Sie bezweifeln

dies. Ich werde wohl oder übel mit der Sprache heraus müssen, damit Sie erfahren, weshalb ich heute so verstimmt bin. Es hat sich an Bord



Englische Cricketspielerinnen. (S. 219)

etwas recht Trauriges ereignet. Unter meinen Matrosen befindet sich ein Norweger, Namens Larsen, der vor drei Jahren auf einer deutschen Brigg in der Südsee fuhr. Der Kapitän, welcher zugleich Eigenthümer des Schiffes war, versorgte

die Eingeborenen der verschiedenen Inselgruppen mit Tabak, Rattun und manchen anderen Sachen, wofür er als Gegenleistung Kopra, Apfelsinen und Kokusnüsse erhielt. Auf einer solchen Reise stieß das Schiff während der Nachtzeit bei sehr

schlechtem Wetter auf ein Korallenriff. Der Kapitän suchte durch ein Segelmanöver von der gefährlichen Stelle abzukommen, doch vergebens. Das Schiff stieß noch zweimal sehr heftig auf und neigte sich sodann zum Schrecken der Be-



# Humoristisches: Die edle Musik.



Vor vielen Jahren lebt' ein Mann,  
Der Tag und Nacht darüber sann,  
Durch die Erfindung neuer Sachen  
Der Menschheit nützlich sich zu machen.



Das menschenfreundliche Bestreben  
Ist aussichtslos, wenn dicht daneben,  
Nur durch 'ne dünne Wand getrennt,  
Ein Geiger streicht sein Instrument.



D'rum packt er seine Siebenfachen  
Und thut sich auf die Suche machen,  
Bis eine Wohnung weltverloren  
Er fand weit draußen vor den Thoren.



Doch ach, schon in der ersten Nacht  
Wird er um seine Ruh' gebracht,  
Denn auf dem mondbeglänzten Pfade  
Erkönt der Klang der Serenade.



In's Siebelsküchen, nah' dem Himmel,  
Entflieht er aus dem Weltgetümmel,  
Doch hier führt den Gedankengang  
Vierstimm'ger Männerchorgefang.



Des Waldes Einsamkeit im Lauf  
Sucht der gequälte Mann jetzt auf,  
Erichdyft sinkt er in's kühle Moos,  
Beflagend laut sein tragisch' Loos.



Doch selbst des Waldes hehrer Frieden  
Ist dem Geheizen nicht beschieden,  
Denn neben ihm erkönt leise  
Auf der Schatmei die schrille Weise.



„Ha!“ ruft er, „da die schänd'ge Welt  
Mir jeden Augenblick vergällt,  
So räche ich mich fürchtbar hier!“  
So sprach er und — ersand 's Klavier.



Seit jenem Tage schweigt nimmer  
Das Dudeln, Klimplern und Gewimmer,  
Und heute noch fühlt Jeder mit,  
Was damals jener Edle litt.



fazung sehr stark nach Steuerbord. Wahrscheinlich war die Ladung übergeschossen, und eine Katastrophe unvermeidlich. Die See ging sehr hoch und wusch bei der schiefen Lage des Schiffes in kurzer Zeit Alles, was an Deck nicht festgelegt war, über Bord. Da die Brigg außerdem ein schweres Deck bekommen hatte, und bei dem Wetter nicht daran zu denken war, das Schiff auszupumpen und das Loch zu verstopfen, so gab der Kapitän den Befehl, das einzige noch seetüchtige Boot zu lassen. Die Mannschaft war aber, von Schrecken erfüllt, bereits zum Theil in die Wanten des Großmastes geflüchtet, und bevor der Befehl wiederholt werden konnte, wurde auch dieses Boot von seinem Stand gerissen und fortgeschlagen.

Larsen hatte bisher mit dem Kapitän am Steuer ausgeharrt. Jetzt flüchtete er sich in den Fockmast, wo bereits der Decksjunge und ein Leichtmatrose Schutz gesucht hatten. Der Kapitän war genöthigt, diesem Beispiel zu folgen. Das Schiff legte sich allmählig immer mehr auf die Seite, so daß die Masten zeitweilig die Wellenköpfe der aufgeregten See berührten. Was unter solchen Umständen zu erwarten war, geschah. Der Großmast brach einige Fuß über Deck und riß die an ihm hängenden sechs Seelenleute mit sich in's Meer hinaus. Trotz ihrer verzweifelten Lage glaubten Larsen und der Kapitän den einen oder anderen ihrer Kameraden retten zu können. Als in ihrer Nähe einer der Matrosen auftauchte, warf der Kapitän ihm seinen Rettungsgürtel zu, den Jener auch glücklich erfaßte.

Die Lage der vier in dem Fockmast Hängenden wurde unterdessen von Minute zu Minute bedenklicher. Die Brigg schien nahe daran zu sein, auseinander zu brechen. Larsen, der ebenfalls einen Rettungsgürtel mit nach oben genommen hatte, bot ihn dem Kapitän als Ersatz für den seinigen an, aber dieser schlug das Anerbieten aus. Larsen nahm unter diesen Umständen den Rettungsgürtel selbst um und befestigte ihn sorgfältig an seinem Leibe. Als er hiermit beschäftigt war, rief ihm der Kapitän zu, daß eine furchtbare Welle im Anzuge sei. Er hörte noch, daß der Kapitän ihn bat, seiner Frau die letzten Grüße zu überbringen, dann erfolgte ein lautes Krachen, und er stürzte in's Wasser. Die Wellen waren so mächtig, daß der Norweger, trotzdem er ein guter Schwimmer war, fortgesetzt viel Seewasser schlucken mußte. Zu seinem Glück gelang es ihm jedoch, unter den Wrackstücken eine Tonne zu erfassen, die er sich unter die Arme schob, wodurch er etwas höher aus dem Wasser herauskam.

In unausgesetztem Kampfe mit den Wellen brach endlich der erschönte Morgen an. Die Wuth des Sturmes ließ jetzt erheblich nach, doch entdeckte Larsen keinen Rettung verheißenden Strand, kein Segel eines vorüberfahrenden Schiffes. Die Sonne schien bald mit vernichtender Gluth auf seinen entblößten Scheitel herab. Des Nachmittags war die Hitze einige Stunden so groß, daß ihm das Blut aus Mund und Nase lief. Während er halb betäubt mit der Strömung dahin trieb, entdeckte er auf dem Wasser einen dunklen Gegenstand. Er schwamm näher hinzu und erkannte den Matrosen, dem der Kapitän seinen Rettungsgürtel überlassen hatte. Seine Freude verwandelte sich jedoch bald in Entsetzen, denn der arme Mensch war todt; treibende Wrackstücke hatten ihm den Kopf zerschlagen.

Der schreckliche Anblick im Verein mit der großen Hitze raubte dem Norweger fast den Verstand. Er weinte, lachte und schrie abwechselnd, bis er gegen Abend die Besinnung verlor. So trieb er noch nahezu achtundvierzig Stunden hilflos im Wasser umher, bis er von einem amerikanischen Schiffe entdeckt und geborgen wurde. Es gelang der Besatzung, ihn nach stundenlangen Bemühungen in's Leben

zurückzurufen, doch blieb er trotz sorgfältiger Pflege so schwach, daß man ihn in Melbourne in's Hospital schaffen mußte. Mehrere Wochen hing sein Leben hier an einem Haar, bis er schließlich körperlich ziemlich genas. Sein Geist blieb jedoch geschwächt, und fürchterliche Wahnvorstellungen marterten ihn von Zeit zu Zeit. Schließlich entließ man ihn als geheilt, und er verweilte zu seiner vollständigen Wiederherstellung längere Zeit in seiner Heimath. — Larsen macht jetzt die zweite Reise mit mir. Ich habe bisher durchaus keinen Grund gehabt, unzufrieden mit ihm zu sein. Er ist jedoch wegen seiner langen, vornübergebeugten Gestalt und seines scheuen, abgeschlossenen Wesens oftmals die Zielscheibe des Spottes seiner Kameraden. Heute Morgen nun, als ich mich gerade im Kartenhause befand, kam er verstört herbeigelaufen und wünschte mich zu sprechen.

Er sagte mir, daß im Raum ein eigenthümlicher Geruch herrsche, und daß er einen leichten Rauch wahrgenommen hätte. Sie können sich denken, wie bestürzt ich wurde. War die Meldung richtig, so war Feuer im Raum ausgebrochen und das Schiff in größter Gefahr. Ich schickte sofort den Steuermann nach unten. Die Temperatur im Raum war jedoch kaum etwas gestiegen, auch entdeckte Mr. Bloom keine Spur von Rauch. — Ich nahm den Norweger, der immer aufgeregter wurde, sofort in ein Verhör. Seine Antworten waren jedoch so verwirrt und widersprechend, daß wir nicht länger zweifelten, der Wahnsinn sei von Neuem bei ihm zum Ausbruch gekommen. Dem unglücklichen Menschen stand der Angstschweiß auf der Stirn. Nur halb mit Gewalt ließ er sich dazu bewegen, zur Koje zu gehen und sich schlafen zu legen. — Sehen Sie, liebe Frau Walker, dieser Vorfall stimmt mich heute ernst. Der arme Teufel dauert mich von Herzen.

„Wissen Sie denn auch ganz bestimmt, Kapitän, daß der unglückliche Matrose wahnsinnig ist, daß seine Wahrnehmungen nur Erzeugnisse eines erkrankten Gehirns sind?“ fragte ich mit pochendem Herzen.

„Darüber bin ich selbstverständlich keinen Augenblick im Zweifel, um so weniger, da ich weiß, daß die Kohlen gut sind und trocken in den Raum kamen, eine Selbstentzündung also ausgeschlossen erscheint.“

Der Kapitän erhob sich nach diesen Worten und ging fort, um, wie er sagte, einige Stunden zu ruhen.

Am Nachmittage hatte ich über Vieles nachzudenken. Bisher waren es immer nur Wind und Wellen gewesen, vor denen ich mich gefürchtet hatte; daß auch das Feuer zu den Schrecknissen einer Seereise gehöre, war mir nicht in den Sinn gekommen. Jetzt aber wurde ich von einem mir früher gänzlich unbekannten Angstgefühl gepeinigt, das ich nicht mehr los werden konnte.

Als ich mich zur Ruhe legte, vermochte ich lange Zeit nicht einzuschlafen, und als mir dies endlich gelang, träumte ich schwer. Es war mir, als wenn um mich her ein Feuermeer wogte. Die Flammen züngelten über meinem Haupte und leckten gierig nach Paul, der sich weinend in meinen Schoß zu verbergen suchte. Nach langem Ringen erwachte ich. In Schweiß gebadet, mit heftig klopfendem Herzen, fand ich mich aufrecht im Bette sitzend wieder. Das Heulen des Windes und das Rauschen der an den Bug anschlagenden Wogen übertönte fast das dumpfe Geräusch der mit voller Kraft arbeitenden Maschine. Ich konnte nicht wieder einschlafen.

Gegen sieben Uhr kam Jim, der Gehilfe des Kochs, mit dem Kaffee. Der Bursche hatte sich mit Paul befreundet und saß während seiner freien Stunden oftmals bei ihm, um ihn zu erheitern. Jim war ein Mulatte von ziemlich

dunkler Farbe. Er hatte von seiner Mutter die Geschwätzigkeit und die naive Fröhlichkeit der schwarzen Rasse geerbt. Um seinen großen Mund spielte, wenn er mir guten Morgen wünschte, fast immer ein Lächeln, wobei sich eine lückenlose Reihe großer, beneidenswerth weißer Zähne zeigte.

Heute war dies allerdings nicht der Fall. Auf seinem einfältigen Gesichte lag im Gegentheil ein feierlicher Ernst, und er seufzte lang und schwer, als er den Tisch deckte.

„Was hast Du, Jim?“ fragte ich, ihn verwundert ansehend.

„O, ich bin sehr betrübt,“ antwortete er mit weinerlicher Stimme. „Ich werde meine Mutter und meine Geschwister wohl nie, nie wiedersehen.“

„Was sprichst Du da für dummes Zeug, Jim,“ sagte ich kopfschüttelnd. „Hat der Sturm unser Schiff entmastet oder ist es leck geworden?“

„Nein, aber wissen Sie denn noch nicht, daß das Schiff brennt?“ versetzte Jim in kläglichem Tone. „Der lange Larsen hat gestern entdeckt, daß die Kohlen sich entzündet haben. Noch heute Morgen hörte ich, wie er gegen die Wand schlug und rief: ‚Werft mich in's Wasser! Ich will lieber von den Haien gefressen werden, als in den Flammen umkommen.‘“

„Jim,“ sagte ich beruhigt aufathmend, „Du bist ein großer Narr, weißt Du denn nicht, daß der arme Mensch wahnsinnig ist?“

Jim schaute mich einen Augenblick ganz verdutzt an; schüttelte aber dann energisch den Kopf. „Nein, er ist nicht wahnsinnig, er hat das Feuer gerochen, und das Schiff —“

„Kein Wort weiter, Jim!“ rief ich, ihn in bestimmtem Tone unterbrechend. „Ich habe keine Lust, diesen Unsinn länger anzuhören. Fort mit Dir und unterstehe Dich nicht, das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand zu lenken.“

Ich hatte Lust, dem Kapitän dieses Gespräch mitzutheilen, aber ich unterließ es, weil ich nicht wollte, daß Jim zu seiner Herzensangst noch Schläge erhielte. Ueberdies bewirkte die Sorge um Paul, der sich erkältet hatte und stark fieberte, daß Alles, was nicht meinen Sohn betraf, in den Hintergrund trat.

Das Fieber nahm im Laufe des Tages noch zu. In der darauffolgenden Nacht deutete Alles auf eine baldige Krisis hin. Der Kapitän kam ab und zu, erkundigte sich nach dem Befinden des Kleinen, tröstete mich durch einige Worte und ging wieder. Er war merkwürdig zerstreut und ernst, doch machte ich mir hierüber jetzt keine weiteren Gedanken.

Endlich, nach einer zweiten durchwachten Nacht, trat in Paul's Befinden eine wesentliche Besserung ein. Als er des Morgens nach erquickendem Schlafe erwachte, lächelte er und verlangte nach Jim, um mit ihm zu spielen.

Jim kam gerade mit dem Kaffee zur Thür herein, aber er machte zu Paul's lautem Jubelruf ein halb mürrisches, halb klägliches Gesicht. Er vermied es seit zwei Tagen, mich anzusehen, sein Gruß war nur noch eine stumme Geberde. Während er das Tischtuch hastig ausbreitete, hatte er das Unglück, die Kanne umzustößen, so daß der Kaffee über den Tisch floß. Dieses Ereigniß löste seine Zunge.

„O, ich bin sehr unglücklich, weil ich weiß, daß Sie mich nicht mehr lieben,“ stöhnte er, mich mit weitgeöffneten Augen ansehend. „Aber es ist nicht meine Schuld, denn ich hatte Recht, der ‚Triton‘ brennt, es ist Feuer im Raum. Ich weiß es jetzt noch gewisser wie vor drei Tagen, denn ich sah selbst, wie Rauch aus der Luke stieg. Ich hörte auch, wie der Steuermann sagte, daß die Hize immer größer würde. Der Kapitän war sehr erschrocken hierüber, und auf seinen Befehl wurden sofort alle Luken geschlossen.“

Jim's Worte erfüllten mich mit Entsetzen.



Wenn der Steuermann gesagt hatte, daß die Temperatur im Raum fortwährend im Zunehmen begriffen sei, und wenn wirklich der Befehl erteilt worden war, Alles dicht zu machen, so hatte der Junge offenbar Recht. Ich erschrak so heftig, daß ich mit einem halbunterdrückten Schrei auf dem nächsten Stuhl zusammensank.

In diesem Augenblick trat der Kapitän herein, und Jim, welcher über die Wirkung seiner Worte nicht wenig bestürzt zu sein schien, benutzte die Gelegenheit, um durch die geöffnete Thür geräuschlos zu verschwinden.

„Kapitän!“ sagte ich, mich gewaltsam emporraffend, „Sie verheimlichen mir etwas Schreckliches. Ich werde ruhiger sein, wenn ich die Gefahr und ihre Größe kenne. Gestehen Sie! Die Kohlen haben sich entzündet.“

„Ich will und kann es nicht leugnen,“ entgegnete er. „Larfen's Behauptungen haben sich unbegreiflicherweise nachträglich als richtig herausgestellt. Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen übrigens sagen, daß eine unmittelbare Gefahr nicht vorhanden ist. Allerdings zeigten sich zwei der eisernen Stangen, die ich in die Kohlen eintreiben ließ, stark erhitzt. Ich habe jedoch sofort alle Lufen schließen lassen und hoffe, hierdurch das Feuer zu ersticken.“

„Wenn sich Ihre Hoffnung aber als trügerisch erweist und das Feuer an Ausdehnung gewinnen sollte?“

„Diese Möglichkeit ist ernstlich erwogen worden. Seit heute Morgen verfolgt das Schiff einen anderen Kurs. In spätestens achtundvierzig Stunden werden wir die Küste Neufundlands in Sicht bekommen. Der ‚Triton‘ wird in Halifax als Nothhafen einlaufen.“

Es gelang dem Kapitän diesmal nicht, mich zu beruhigen. In der folgenden Nacht wagte ich nicht, meine Kleider abzulegen, denn der Brandgeruch war jetzt durch das ganze Schiff deutlich zu spüren. Als der erste Lichtstrahl in meine Kabine fiel, schlug ich ein Tuch über den Kopf und eilte an Deck. Hagel und Regen bereiteten mir hier einen unfreundlichen Empfang. Eine Sturzflee holte gerade über und durchkästete mir die Schuhe. Das Schiff wurde furchtbar hin und her geworfen, und es war fast, als wollte mir der Sturmwind die Kleider stückweise vom Leibe reißen.

Bloom, der erste Steuermann, eilte bei mir vorüber. Er rief mir zu, daß das heftige Schlingern des Schiffes dem Feuer Vorschub leiste. Die Matrosen sahen verstört und übermüdet aus. Der Kapitän stand mit sorgenvoller Miene auf der Kommandobrücke. Ich mochte ihm jetzt nicht durch Fragen lästig werden, sondern ging, auf das Schlimmste gefaßt, wieder nach meiner Kabine.

Paul schlief noch süß. Um jederzeit bereit zu sein, das Schiff zu verlassen, suchte ich die mir besonders wertvollen Sachen hervor und schlug sie in ein großes Tuch. Während ich hiermit noch beschäftigt war, erschien Jim und theilte mir mit, daß das Maschinenpersonal sich wegen der überhandnehmenden Hitze weigere, weiter zu arbeiten. Wirklich stand nach einiger Zeit die Maschine still, und der Rauch, der aus den Fugen des Ladungsraumes herausdrang, fing an, immer lästiger zu werden. Ich weckte Paul, zog ihn warm an und beendigte in aller Eile meine Vorbereitungen.

Jim kam zum zweiten Male. Er sagte, daß ein großer Dampfer in Sicht gekommen sei, und daß der Kapitän befohlen habe, das Nothsignal zu setzen. Trotz des rauhen Oktobertages war die Hitze in meiner Kabine allmählich nahezu unerträglich geworden. Der Fußboden war heiß, wie die Wand eines Backofens.

Ich nahm Paul bei der Hand und eilte an Deck. Mittlerweile hatte man beschlossen, den „Triton“ zu verlassen. Der große Dampfer, von dem Jim gesprochen hatte, war auf etwa

dreihundert Meter herangekommen. Es war der holländische Auswandererdampfer „Zeeland“ Kapitän Verhagen, welcher auf der Reise von Amsterdam nach New-York begriffen war.

Es mußte um den „Triton“ schlecht bestellt sein, denn das ganze Achterdeck war zeitweilig in Rauchwolken gehüllt. Walker hatte den Versuch gemacht, ein Boot zu Wasser zu lassen, aber es war von den Wellen fast augenblicklich umgeschlagen und zertrümmert worden. Die Verwirrung war bereits sehr groß. Fast die gesammte Mannschaft hatte sich nach dem Vorderdeck geflüchtet und stand dort finster und unthätig bei einander.

Auf dem „Zeeland“ hatte man inzwischen unsere Lage begriffen. Man schleuderte vermittlest des Raketenapparates eine Leine an Bord. Die Verbindung zwischen den beiden Schiffen war hierdurch einen Augenblick hergestellt, aber die Leine riß unglücklicherweise, und es mußten drei weitere zeitraubende Versuche gemacht werden, bevor es gelang, eine starke Troße einzuholen, die in der halben Höhe des Fockmastes befestigt werden sollte.

Während einige fleißige Hände hiermit beschäftigt waren, erfolgte unerwartet ein furchtbarer Knall. Wie durch Zauberschlag flog die Achterluke auf, und eine wohl fünf Meter hohe Feuer säule schoß aus dem Schiffsbauch hervor. Der „Triton“ hob sich durch die Gewalt der Explosion zuerst in die Höhe und sank dann allmählig tief weg, so daß das Deck einen Augenblick vollständig unter Wasser ging. Wir glaubten Alle, daß das Schiff geborsten sei, doch hob sich der „Triton“, wie ein Beirunkener hin und her schwankend, nach und nach wieder empor.

Ein panischer Schrecken hatte die Mannschaften erfaßt, in rücksichtsloser Hast kletterten sie in den Mast hinein, um vermittlest des Rettungskorbes das dem Untergang geweihte Schiff verlassen zu können.

Als die allgemeine Kopfschüttigkeit ihren Höhepunkt erlangt hatte, gelang es dem tobtüchtigen Norweger, welcher bis dahin von zwei Matrosen mit Mühe festgehalten worden war, sich loszureißen. Er lief schreiend nach der Back und stürzte sich kopfüber in die See.

Ich saß während dieses schauerlichen Vorfalles mit meinem zitternden Kinde auf einer Seekiste. Kein Mensch außer dem Kapitän und Mr. Bloom bekümmerte sich um mich. Die Matrosen dachten nur an ihre eigene Rettung. Jede Ordnung hatte aufgehört. Aber gerade dadurch, daß Alle auf einmal nach oben entzogen und Einer dem Anderen den Platz streitig machte, wurde das Rettungswerk verzögert und erschwert.

Das Feuer griff mit unheimlicher Schnelligkeit um sich. Das ganze Achterdeck stand in Flammen, dicke Rauchwolken wälzten sich über das Schiff und erschwerten das Sehen und Athmen in gleich hohem Maße.

Endlich befand sich der größte Theil des Schiffsvolkes auf dem „Zeeland“ in Sicherheit. Der Kapitän und Mr. Bloom kamen mit Rauch geschwärzten Gesichtern zu mir und erklärten, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo ich das Schiff verlassen müsse. Der Steuermann nahm mir den heftig weinenden Knaben aus den Armen, während Walker mir Worte der Beruhigung sagte und mich bat, ihm zu folgen.

Um den Rettungskorb zu erreichen, mußte ich in eine der Wanten emporklettern. Ich hätte nie geglaubt, daß ich zu einer solchen turnerischen Leistung, noch dazu bei dem heftigen Schwanken des Schiffes, im Stande gewesen wäre, aber mit des Kapitäns Unterstützung kam ich glücklich oben an. Bald darauf saß ich in dem heftig hin und her schaukelnden Rettungskorbe.

Die Fahrt begann. Unter mir tobten die Wellen, deren Schaum mir über das Gesicht sprühte. Um nicht vom Schwindel erfaßt zu

werden, schloß ich die Augen und hielt mich krampfhaft fest. Ich glaubte, daß meine letzte Stunde gekommen sei und nahm in Gedanken Abschied von meinem Manne und meinem Kinde.

Plötzlich verspürte ich einen heftigen Ruck. Ein lautes Hurrah erscholl. Kräftige Arme hoben mich aus dem Korb und trugen mich auf ein Bündel Segeltuch. Ich mußte kaum, wie mir geschah. Erst nach und nach begriff ich, daß ich gerettet war und mich an Bord des „Zeeland“ befand.

Ein halbes Duzend Hände boten mir die verschiedensten Erfrischungen an, aber ich wies Alles zurück, denn noch war Paul nicht gerettet, und meine Angst namenlos. Ich beruhigte mich erst, als bald darauf Kapitän Walker mit Paul auf dem Arm geborgen wurde. Die grenzenlose Freude, die mich erfüllte, schien auch der Knabe zu empfinden. Er streckte sehnsüchtig die Arme nach mir aus und umschlang mich mit ängstlicher Hast. Die Thränen traten mir gewaltsam in die Augen. Ich preßte das Kind an meine Brust und küßte es immer und immer wieder auf Mund und Wange.

Mit Mr. Walker und dem Steuermann, welche den „Triton“ als Letzte verlassen hatten, war die gesammte Besatzung geborgen, und das Rettungswerk vollendet. Kapitän Verhagen vom „Zeeland“ gab sofort den Befehl, die Troße zu fappen, da der bis in die Masten hinauf brennende „Triton“ seinem Schiffe in höchstem Grade gefährlich zu werden drohte. Glücklicherweise trieb das Schiff mit der Strömung ziemlich schnell ab, die Gefahr, daß das Feuer auf den „Zeeland“ übergrieff, wurde dadurch von Minute zu Minute geringer.

Die Dunkelheit nahm zu. Das brennende Schiff beluchtete einen großen Theil des Himmels und warf in das wildbewegte unergründliche Meer magische, rothe Blitze. Hin und wieder fand auf dem „Triton“ eine Explosion statt, eine mächtige Flamme züngelte sodann empor und Tausende von Funken flogen vom Sturm getrieben durch die Luft.

Obgleich wir Alle mehr oder weniger durchnäßt waren, so konnte sich doch Keiner von uns dem grauig schönen Bild der Zerstörung entziehen.

Kapitän Walker stand eine Zeitlang neben mir. Ich sah, wie er in seinen Augen Thränen zerdrückte. Das stolze Schiff, welches jetzt ein sicheres Opfer der zügellosen Elemente war, hatte er viele Jahre lang geführt und stets glückliche Reisen zu verzeichnen gehabt. Er hatte mich ja oft genug mit großer innerlicher Befriedigung auf die vorzüglichen Eigenschaften des „Triton“ aufmerksam gemacht. Sein Schmerz war mir begreiflich.

Immer weiter und weiter trieb das Schiff ab, wir sahen bald nur noch eine einzige hin und her schwankende Flamme, über die ein hoher, lichter Dunstkreis ausgebreitet war. Plötzlich trat vollständige Dunkelheit ein. Kapitän Verhagen, der den Bewegungen des Schiffes mit dem Nachtglas gefolgt war, rief uns zu, daß das Schiff mit dem Hintertheil voran gesunken sei. —

Der Wind, welcher einige Stunden etwas nachgelassen hatte, setzte mit hereinbrechender Nacht wieder steif ein. Kapitän Verhagen geleitete mich unter Deck, wo eine behagliche Kabine für mich und Paul hergerichtet war.

Zwei Tage später landete uns der „Zeeland“ in New-York. Kapitän Verhagen erhielt, wie ich später erfuhr, für unsere mit Gefahr für sein Schiff verbundene Rettung von der Königin von England ein Ehrengeschenk.

Ich setzte sogleich am nächsten Tage mit der Eisenbahn meine Reise nach New-Orleans fort, und Jim schloß sich mir an. Er leistete mir auf der langen Reise manchen guten Dienst.

Als ich in New-Orleans ankam, befand sich



mein Mann zu meiner Freude bereits auf dem Wege der Besserung, und seine Genesung machte mit jedem Tage erfreuliche Fortschritte.

Ich habe aber seit jenem fürchterlichen Ereigniß eine große Abneigung gegen Seereisen gefaßt. Als wir fünf Jahre später nach Hamburg übersiedelten, gelobte ich mir, nie wieder eine Seereise zu unternehmen.

Ich habe bisher Wort halten können.

### Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Das Lösungswort des Todes.** — Als die Beschwerden der Brustwassersucht, an welcher die Kaiserin Maria Theresia seit dem Jahre 1776 zu leiden be-

gonnen, immer mehr wuchsen, nahm sie ihrem Hofarzt Doktor Stärk das Versprechen ab, er möge ihr, sobald nach seiner Ueberzeugung die Stunde ihrer Auflösung nahe, durch ein den übrigen Anwesenden unverständliches Zeichen zu erkennen geben, daß sie auf den letzten Kampf gefaßt sein müsse. Doktor Stärk willigte, als die Kaiserin wiederholt in ihn drang, endlich ein. Das verabredete Zeichen, welches nur ihm und seiner Gebieterin verständlich war, sollte in der harmlosen Frage des Arztes bestehen, ob Ihre Majestät Limonade befehle.

Am 29. November verbrachte die hohe Patientin, obwohl sie von quälenden Schmerzen gepeinigt wurde, die Mittagsstunden im Kreise ihrer besonderen Lieblinge, ihres Sohnes Joseph, ihrer alten Kammerfrau und Vorleserin Greiner und einiger Hofdamen. Maria Theresia befahl, daß man Wein zur Erfrischung herumschicken solle. Als dies geschehen war, bemerkte die hohe Kranke mit einem wehmüthigen Blick auf

den Leibarzt: „Sagen Sie, lieber Doktor, darf ich nicht auch einige Tropfen davon genießen?“

Hofarzt Stärk, der seine Patientin mit wachsender Besorgniß beobachtet hatte, erwiderte leise: „Wein wohl nicht — aber befehlen Eure Majestät vielleicht ein Glas Limonade?“

Die hohe Frau reichte mit wehmüthigem Blick dem alten treuen Freunde die Hand und ließ sich, ohne eine Spur von Fassungslosigkeit zu verrathen, in ihr Schlafgemach tragen, wo sie einige Stunden später in der That die Augen für immer schloß.

[S. W.]

**Blumenessen.** — Nicht nur Blätter, Stiele, Wurzeln und Früchte, sondern auch die Blumen von mancherlei Pflanzen sucht sich der Mensch zum Genuße aus. So sind gegenwärtig in Amerika kandirte frische Beilchen sehr beliebt, von denen das Pfund mit über 25 Mark bezahlt wird. Auch kandirte Rosenblätter sind drüben viel begehrt und werden im Kleinverkauf



Der Kreml in Moskau.

das Gramm mit etwa 25 Pfennig bezahlt. Diese und auch noch andere kandirte Blumen werden meist in Frankreich hergestellt und nach Amerika versandt, woselbst die Nachfrage nach dergleichen Dingen und Leckereien sehr groß sein soll. Den Anfang zu solchen kandirten Blumen haben die Orientalen gemacht, und die Türken haben dann zur weiteren Verbreitung der Leckerei beigetragen. Auch bei uns in Deutschland werden hier und da Blumen oder Blüthen, wenn auch in anderer Weise, zugerichtet und verspeist. Man hüllt z. B. die Blüthen des Hollunders und der Akazie in einen Teig und läßt sie mit Schmalz backen. Die Blüthenknospen der Dotterblumen und Hahnenfußarten werden wie Kapern zubereitet und genossen. In Italien benutzt man die männlichen Kürbissblüthen in ähnlicher Weise. Der Blumenkohl, so wie er genossen wird, besitzt noch keine Blüthen, sondern das, was wir an ihm Blumen nennen, ist bloß ein Gebilde, aus welchem sich erst später Blüthenstengel und Blüthen entwickeln. In England werden auch die Blüthen des Rhabarber genossen, und so mögen wohl von den verschiedenen Völkern auch noch gar verschiedene Blüthen oder Blumen gegessen werden, theils aus Bedürfniß, theils aus Luxus. [S. Th.]

### Der Kreml in Moskau.

(Mit Abbildung.)

Während der Krönungsfeierlichkeiten in Moskau sind die Blicke der ganzen Welt nach dem Kreml gerichtet gewesen, der den Mittelpunkt derselben bildete und in dessen Uspenski-Kathedrale am 26. Mai der junge Zar sich und der Kaiserin die Krone auf das Haupt gesetzt hat. Wir bringen aus diesem Anlaß eine Ansicht dieses berühmten, rings von einer hohen Mauer umgebenen Komplexes von Palästen, Kirchen und anderen Bauten. Durch die festungsartigen Mauern führen in das Innere fünf Thore, darunter das Erlöserthor mit einem wunderthätigen Heiligenbild, vor dem auch jeder Fremde das Haupt

entblößen muß. Von den bemerkenswerthen Gebäuden des Kreml nennen wir in erster Linie die eben erwähnte Krönungskirche der Zaren: Uspenski Sabor oder Maria Himmelfahrtskathedrale, 1475 bis 1479 erbaut. Ihr gegenüber steht der Archangelski Sabor (Kathedrale des Erzengels Michael), 1333 errichtet, 1505 umgebaut. Eine prächtige Aussicht über die Stadt genießt man von der Spitze des 1600 er-

bauten, 82 Meter hohen Glockenthurmes Iwan Weliky (Johann der Große), an dessen Fuß die 1960 metrische Centner schwere Riesenglocke „Zar Kolokol“ steht. Das Krönungsmahl fand in dem sogenannten Zacettenpalast (Granowitaja Palata) statt, außerdem sind hervorzuheben der durch architektonische Schönheit ausgezeichnete große kaiserliche Palast und der 1487 erbaute alte Zarenpalast (Trenni Dvoroz).

### Bilder-Räthsfel.



Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung des Bilder-Räthsfels in Nr. 27:

Wer die Augen nicht aufhät, muß denbeutel aufstun

### Arithmogriph.

- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 eine Göttin des Alterthums.
- 2, 5, 4, 8, 5 eine Postgebühr.
- 3, 9, 4, 5, 6, 5, 8 ein griechischer Geschichtsschreiber.
- 4, 9, 7, 3, 9, 4 ein Vogel.
- 5, 2, 9, 4 eine Art Schauspiel.
- 6, 7, 6, 9, 4, 5, 8 ein berühmter französischer Gelehrter.
- 7, 6, 1 ein weiblicher Vorname.
- 8, 4, 9, 2, 2, 9 ein Theil des Hauses.
- 9, 7, 6 eine feierliche Versicherung.

[Franz Marx.]

Auflösung folgt in Nr. 29.

### Buchstaben-Räthsfel.

Mit **m** ist es dem Schmerz verwandt,  
Mit **u** das Gelein ist's;  
Mit **b** ist es ein Ruheort,  
Mit **d** die Höhe misst's.  
Mit **s** ist's grün, mit **f** ein Herr,  
Ich demt, die Lösung ist nicht schwer.

[Emil Root.]

Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösungen von Nr. 27:

des Räthsfels: der Buchstabe **G**; des Kapsel-Räthsfels: **F**, **isch** 'ein — **Fein**.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Südentschen Zeitung  
(M. Schirmer) in Thorn.

Dr. gedruckt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Thorer Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart.